



2. Kapitel Höllenfeuer über Lawrence



Wie Glühwürmchen tanzen Lichter zwischen den sanften, bewaldeten Hügeln von Kansas.

Doch es sind keine Glühwürmchen. Es sind Fackeln – getragen von einem düsteren Trupp Reiter, der sich lautlos durch die Nacht schiebt. Ihre Schatten gleiten gespenstisch durch das Unterholz, und der flackernde Schein der Flammen wirft unheilvolle Reflexe auf dampfende Pferdeleiber.

Die Zahl der Reiter scheint endlos. Ein stetes, dumpfes Dröhnen liegt in der Luft – das Rollen einer nahenden Flut. Kein Lachen, kein Befehl, kein Ruf. Nur das gedämpfte Stampfen der Hufe, denn die Tiere tragen Lappen um die Fesseln – lautlos wie Raubtiere auf der Jagd.

Ab und an ein leises Schnauben. Als spürten selbst die Pferde, dass diese Nacht kein Zurück kennt.

Ein Heer aus Schatten. Tödlich. Entschlossen.

Männer mit harten Gesichtern und kalten Augen sitzen in den Sätteln. Ihre Uniformen – einst grau – sind zerschissen, von Blut und Staub gezeichnet. Keine regulären Soldaten. Das hier sind Quantrills Raiders – Gesetzlose, Deserteure, fanatische Südstaatenkämpfer. Keine Disziplin, keine Regeln. Nur Rache, Hass – und die Lust an der Zerstörung.

Unter ihnen: Sergeant Jacob "Jake" Rawlins. Dreiundzwanzig Jahre alt. Ein Mann, der längst nicht mehr weiß, wofür er kämpft.

Er stammt aus einer Farmerfamilie in Missouri. Kämpfte bei Gettysburg. Überlebte Vicksburg. Und rutschte schließlich in

Quantrills Truppe – wie ein Blatt im Strudel. Nicht aus Überzeugung. Sondern weil es keine Alternative mehr gab.

Seit Monaten hadert er mit den Methoden seines Anführers. Doch Loyalität hält ihn zurück – und die Angst, selbst zum Ziel zu werden.

William Clarke Quantrill.

Ein Name, der überall im Westen Schrecken verbreitet. Für manche ein Held. Für andere ein Monster. Wo er auftaucht, folgt ihm der Tod.

Und heute reitet der Tod auf Lawrence zu.

Die Bewohner schlafen. Sie wissen noch nichts von der Hölle, die auf sie zukommt.

Kurz vor der Stadt hält der Trupp an.

Angestrengt spähen die Männer hinüber zu den Häusern, die im fahlen Licht des Mondes schemenhaft zu sehen sind. Quantrill reitet langsam an die Spitze der Truppe. Mit ausdruckslosem Gesicht und kalten Augen starrt er hinüber.

Die Nacht liegt schwer über Kansas. Selbst der Mond wird jetzt von dunklen Wolken verdeckt – als wollte er sich vor dem kommenden Grauen verbergen.

Sergeant Jacob „Jake“ Rawlins zieht die Zügel seines Pferdes an und späht in die Dunkelheit.

Hinter ihm warten die Männer – reglose Silhouetten auf ihren Pferden. Kein Flüstern, kein Räuspern – nur das gedämpfte Schnauben der Tiere und das Knistern von Fackeln. Die Stadt liegt vor ihnen, friedlich und ahnungslos.

Jake presst die Lippen zusammen, als eine scharfe Stimme die Stille zerschneidet.

«Heute Nacht schreiben wir Geschichte, Männer!»

William Clarke Quantrill sitzt auf seinem schwarzen Hengst, die Zügel locker in der Hand. Sein Blick glimmt wie Feuer in der Finsternis, als er über die Reihen seiner Männer sieht.

«Diese Yankee-Sympathisanten haben unser Land geschändet, unsere Familien getötet. Heute zahlen sie den Preis!»

Ein unterdrückter, leiser Jubel geht durch die Reihen. Manche ziehen bereits ihre Colts, andere spannen die Hähne ihrer Gewehre.

Doch Jake bleibt regungslos.

Er kann es nicht fassen.

In der Stadt gibt es keine feindlichen Truppen.

Hier gibt es nur Frauen, Kinder und alte Männer.

«Captain», ruft er mit rauer Stimme.

Quantrill wendet sich ihm zu, die Augen schmal. «Was ist, Sergeant?»

Jake atmet tief durch. «Es sind Zivilisten. Frauen, Kinder. Hier gibt es keine Blauröcke.»

Ein leises, kaltes Lachen kommt von Quantrill. «Das sind keine Zivilisten, Rawlins. Das sind Feinde.»

Jake schüttelt den Kopf. «Die Stadt einzunehmen ist eine Sache, Sir, aber sie niederzubrennen... das ist Mord. Das ist ein Verbrechen!»

Quantrill mustert ihn mit einer Mischung aus Misstrauen und Verachtung. «Bist du weich geworden, Sergeant? Vergisst du, was sie unseren Leuten angetan haben? Unseren Brüdern?»

Jake ballt die Fäuste. Er weiß, was Quantrill hören will – dass er beistimmen wird. Dass er den Befehl ausführen wird.

Doch sein Magen zieht sich zusammen bei dem Gedanken.

«Aber Sir... die Farmen waren von unseren Leuten besetzt. Das waren militärische Ziele. Und die Städte – die waren ebenfalls von uns besetzt. Das ist ein Unterschied!»

«Gnade heißt Schwäche, Rawlins. Zweifeln Sie an meinen Befehlen?»

Quantrill spuckt auf den Boden, blickt Jake noch einmal verächtlich an und hebt langsam den Arm.

«Männer... Angriff! Macht sie nieder!»

Jake öffnet den Mund, will protestieren, will schreien – doch da bricht das Inferno los.

Mit einem markerschütternden Kriegsschrei preschen die Raiders vor. Die Hufe ihrer Pferde donnern über den harten Boden. Jake bleibt für den Bruchteil eines Moments zurück – dann reißt es ihn mit, zwingt ihn vorwärts, mitten in die Welle des Chaos.

Die ersten Häuser am Stadtrand fangen Feuer.

Fackeln fliegen durch Fenster, zerschellen an Holzwänden. Schatten jagen durch die Straßen. Schüsse krachen, Schreie hallen durch die Nacht.

Jake springt aus dem Sattel, sein Herz hämmert in der Brust.

Eine Frau taumelt aus einem brennenden Haus, ein Kind im Arm. Ihr Blick ist panisch, Tränen rinnen über ihr Gesicht.

Jake reißt den Revolver aus dem Holster – doch nicht, um zu schießen.

«Lauf... lauf!» ruft er ihr zu.

Sie zögert einen Moment, blickt ihn verwundert an – erschrocken, misstrauisch. Dann packt sie das Kind fester und rennt.

Ein anderer Raider dreht sich zu ihr um, sein Gewehr im Anschlag. Jake wirbelt herum und rammt ihm den Ellenbogen in die Rippen.

«Verdammt, Rawlins, was—?»

«Verschwinde... sind wir jetzt Mörder?» faucht Jake und packt ihn am Kragen.

Der Mann taumelt, starrt ihn an – dann lässt er das Gewehr sinken und verschwindet mit einem verwirrten Ausdruck im Gesicht im Chaos.

Doch es ist noch nicht genug.

Feuer. Schreie. Blut.

Jake steht in der Dunkelheit. Rauchschwaden dringen in seine Lungen. Der scharfe Geruch von verbranntem Holz und Fleisch liegt in der Luft.

Das Knistern der Flammen, das Knallen von Schüssen – all das verschmilzt mit den Schreien der wehrlosen Opfer.

Jeder Schritt, den er macht, zieht ihn tiefer in diese Hölle.

Seine Befehle waren klar:

«Zerstört alles.»

Aber jetzt... jetzt knien Frauen und Kinder vor ihm. Sie blicken zu ihm auf, mit entsetztem Blick. Ihre Augen bohren sich in ihn, treffen ihn wie ein Schlag ins Gesicht.

Er will etwas tun. Doch er kann nicht.

Er ist gelähmt angesichts dessen, was hier geschieht.

Seine Finger krampfen sich um den Revolvergriff. Instinktiv hebt er die Waffe.

Ein Schuss. Dann noch einer.

Ein Mann fällt zu Boden.

Die Schreie der Frauen verstummen – doch der Schmerz in Jake wächst nur stärker.

«Es ist der Krieg.»

Aber es fühlt sich nicht wie Krieg an.

Es fühlt sich wie Mord an.

Ein Junge steht vor ihm.

Höchstens zwölf Jahre alt. Ruß verschmiert sein Gesicht, Tränen laufen über seine Wangen. Seine kleinen Hände sind erhoben – flehend, hoffnungslos.

Jake hebt die Hand. Sein Finger ruht auf dem Abzug.

Er kann es nicht.

Ein Schuss fällt.

Nicht von ihm.

Der Junge kippt nach hinten. Sein Körper prallt hart auf den Boden.

Eine Kugel hat seinen Kopf zerschmettert.

Jake dreht sich um.

Ein Raider spuckt verächtlich auf den Boden. «Schwachkopf», knurrt er und zieht weiter.

Jake bleibt einfach nur stehen.

Die Zivilisten flehen.

Er hört die Worte nicht mehr.

Er sieht alles nur noch durch einen Nebelschleier.

Wie in Zeitlupe ziehen die grauenhaften Ereignisse an ihm vorüber.

«Das soll Krieg sein?»

Um ihn herum bewegen sich Männer, als wären sie schon lange tot. Als hätten sie jedes Gefühl verloren.

Doch Jake...

Er fühlt noch etwas.

Er lebt.

Er ist ein Mensch.

Ein Mensch, der seine Menschlichkeit noch nicht verloren hat.

Eine Frau rennt.

Stolpert.

Sucht Schutz.

Eine Gewehrkuugel beendet ihr Leben.

Beendet ihre Träume. Ihre Wünsche. Ihre Zukunft.

«Warum?» fragt er sich.

Doch es gibt keine Antwort.

Taumelnd wankt er durch das Chaos aus Blut, Gewalt und Zerstörung.

Der Lärm, der Gestank, die Schreie – alles dringt in ihn ein, mischt sich mit den Erinnerungen an das, was er selbst in diesem Krieg getan hat.

«Warum habe ich mich diesem Leben überhaupt verschrieben?»

Er weiß es nicht mehr.

Es geht nicht mehr um Ehre. Nicht um Pflicht.

Es geht nur noch ums Überleben.

Und das bedeutet, immer wieder zuzusehen, wie unschuldige Menschen sterben.

Einige Männer stürmen aus den brennenden Häusern, das Feuer noch in ihren Augen. Gewehre zittern in ihren Händen, als sie verzweifelt auf die Angreifer schießen. Doch gegen die Übermacht und den fanatischen Zorn der Raiders haben sie keine Chance. Ihre ersten Schüsse sind wild, unkontrolliert – dann zerreißt eine Flut von Kugeln ihre Körper. Sie fallen, ihre Schreie werden von den Detonationen der Gewehre und dem unaufhaltsamen Donnern der Hufe übertönt. Die Angreifer metzeln sie nieder, schleudern ihre Körper wie leblose Puppen auf den harten Boden.

Als der Wahnsinn des Kampfes langsam verfliegt und nur noch das gespenstische Flackern der Flammen über den Dächern tanzt, bleibt eine erdrückende Stille zurück. Die Stadt, einst ein Ort der Hoffnung, brennt nun wie ein Höllenfeuer. Dichte, schwarze Rauchwolken ziehen durch die Straßen, das Knistern und Knacken der Flammen mischt sich mit dem leisen Einsturz der ersten Ruinen. Lawrence versinkt im Chaos.

Einige Raiders zerren vier blutüberströmte Männer aus den Trümmern. Sie hatten sich bis zum letzten Atemzug gewehrt, doch nun stehen sie gebrochen und entwaffnet vor Quantrell. Der Anführer mustert sie mit kaltem, ausdruckslosem Blick.

Kein Mitleid. Keine Reue. Nur der unbändige Wille, weiterzukämpfen und zu zerstören.

Ein dünnes, fast unmerkliches Lächeln zuckt um seine Lippen. Dann nickt er – ein einziger Wink mit der Hand, und seine Männer treten vor. Wortlos schleppen sie die Gefangenen unter den Torbogen der Kirche. Die übrigen Raiders stehen reglos daneben, beinahe gleichgültig, während die Unglücklichen in den Staub geworfen werden. Sie sind nichts weiter als Trophäen eines blutigen Sieges, lebendige Zeugen eines weiteren Akts der Vernichtung.

Dann fliegen Seile über die Balken des Torbogens. Die Schlingen werden festgezurr. Die vier Männer wissen, was ihnen bevorsteht, doch sie können nichts mehr tun.

Die Luft ist schwer von Rauch und dem beißenden Gestank verbrannten Fleisches.

Die Stille vor dem finalen Akt ist unerträglich.

Ein Ruck – und die Raiders ziehen die Seile straff. Die Körper zucken, die Füße suchen verzweifelt nach Halt, doch die Schlingen schneiden gnadenlos in ihr Fleisch. Ein letzter, schmerz erfüllter Moment, dann gleiten die Leiber in eine unbittliche Stille.

Das Knacken der Stricke. Das Scharren der Hufe. Ein erstickter Laut – dann endet alles in einem dumpfen Ruck, als vier Pferde in verschiedene Richtungen jagen.

Die Männer, die sich bis zuletzt gewehrt hatten, schweigen nun für immer. Ihre Körper baumeln leblos in der Nacht, und der Wind trägt ihre letzten Atemzüge fort. Der Tod ist ihre einzige Erlösung.

Quantrill steht regungslos da. Sein Blick ist eiskalt, durchdringend. Kein Wort kommt über seine Lippen – er braucht keine Worte. Die grausame Geste spricht für sich.

Männer, Frauen, Kinder – niemand hatte eine Chance, den Sturm des Wahnsinns zu überleben.

Der Tod hat in dieser Nacht reiche Ernte gehalten.

Das unfassbare Grauen trägt viele Namen – doch einer davon ist „Quantrill“